

Unverkäufliche Leseprobe



**Jay Parini**  
**Ein russischer Sommer**  
Tolstojs letztes Jahr  
Roman

Aus dem Englischen von Barbara Rojahn-Deyk  
359 Seiten, Klappenbroschur  
ISBN: 978-3-406-59349-9

*Ein schlammiges Zentrum, bevor wir atmeten,  
ein Mythos, noch ehe der Mythos begann,  
ehrwürdig und klar und ganz.*

*Daher rührt das Gedicht: daß wir an einem Ort leben,  
der nicht unser eigen ist und, mehr noch, nicht wir selbst  
und daß er hart ist, trotz glanzvoller Tage.*

Wallace Stevens

Aus: *Notes Towards a Supreme Fiction*

## Sofja Andrejewna.

Und wieder ein Jahreswechsel. Mit ihm nähern wir uns dem Ende der ersten Dekade des neuen Jahrhunderts. Ich schreibe die ungewohnten Ziffern in mein Tagebuch. 1910. Ist es möglich?

Ljowotschka schläft jetzt und wird nicht vor Tagesanbruch aufwachen. Vor einer Weile hat mich sein rasselndes Schnarchen durch die Halle zu seinem Schlafzimmer gelockt. Es tönt durchs Haus wie eine knarrende Tür, und die Dienstboten kichern. «Der alte Mann sägt Holz», sagen sie so laut, daß ich es hören kann. Sie haben keinen Respekt mehr vor mir, aber ich lächele zurück.

Ljowotschkas Schnarchen macht mir nichts aus, da wir jetzt in getrennten Zimmern schlafen. Als wir im selben Bett schliefen, hatte er noch Zähne, die das Schnarchen milderten.

Ich saß auf seinem schmalen kleinen Bett und zog ihm die graue Decke mit dem Schlüsselmuster bis zum Kinn hinauf. Er schreckte hoch und verzog das Gesicht zu einer scheußlichen Grimasse. Aber er wachte nicht auf. Lew Tolstoj weckt fast nichts auf. Was immer er tut, tut er ganz und gar – schlafen, arbeiten, tanzen, reiten, essen. Ständig schreiben sie über ihn in den Zeitungen. Sogar die Morgenzeitungen in Paris veröffentlichten Klatschgeschichten über ihn, über uns – ob wahr oder unwahr, ist ihnen egal. «Was ißt Graf Tolstoj gern zum Frühstück, Gräfin?» fragen sie und stehen die ganzen Sommermonate hindurch auf der Veranda um ein Interview an, wenn das Wetter hier in Tula diese zu einem angenehmen Reiseziel macht. «Schneidet er sich die Haare selbst? Was liest er gerade? Haben Sie ihm zum Namenstag ein Geschenk gekauft?»

Die Fragen machen mir nichts aus. Ich erzähle ihnen gerade so viel, daß sie zufrieden abziehen. Ljowotschka scheint das

alles egal zu sein. Er liest die Geschichten sowieso nicht, selbst wenn ich sie auf dem Tisch neben seinem Frühstück liegenlasse. «Sie haben keinerlei Bedeutung», sagt er. «Ich weiß nicht, warum irgend jemand daran gelegen sein sollte, so einen Blödsinn zu drucken.»

Auf die Fotografien wirft er allerdings einen Blick. Irgendein Fotograf, der ununterbrochen drauflosknipst und um Porträtaufnahmen bettelt, ist immer hier. Tschertkow ist der lästigste. Er hält sich für einen Künstler mit der Kamera, aber er ist in diesem Punkt genauso töricht wie in allem anderen.

Ljowotschka schlief schnarchend weiter, als ich ihm das Haar glattstrich. Das weiße Haar, das auf sein gestärktes Kopfkissen fällt. Sein weißer Bart wie Sprühnebel, ein weicher Schaum aus Haar, nicht rauh wie der meines Vaters. Ich sprach zu ihm, als er da so schlief, nannte ihn «mein kleiner Liebling». Jetzt, im Alter, ist er wie ein kleines Kind, habe ich ihn ganz für mich und kann ihn umhegen, für ihn sorgen und ihn vor den Verrückten schützen, die täglich über uns herfallen, vor seinen sogenannten Jüngern – angeführt und angestiftet von Tschertkow, der wirklich ein Teufel ist. Sie glauben, er sei Christus. Ljowotschka denkt, er sei Christus.

Ich küßte ihn auf den Mund, während er schlief, und sog seinen Atem ein, der dem eines Säuglings glich und der so süß wie Milch war. Und mir fiel ein strahlender, viele Jahre zurückliegender Tag ein, als ich zweiundzwanzig war. Damals war Ljowotschkas Bart noch dunkel. Seine Hände waren weich, obwohl er ziemlich viel Zeit mit den Muschiks<sup>1</sup> verbrachte und mit ihnen Seite an Seite auf den Feldern arbeitete, besonders in der Erntezeit. Er tat das eigentlich mehr zur Erholung. Um sich Bewegung zu verschaffen. Damals war das für ihn noch nicht so sehr eine Ehrensache wie dann später, als er sich im Grunde seines Herzens gerne vorstellte, er wäre einer jener wackeren Muschiks, die er so über alles liebt.

Er schrieb gerade an *Krieg und Frieden*, und jeden Tag brachte er mir Seiten zum Abschreiben. Ich glaube nicht, daß ich jemals glücklicher gewesen bin als damals, als ich meine Hand jene Seiten dunkler färben ließ, als ich die schwarze Tusche eine Vision heraufbeschwören ließ, so rein und heilig, wie sie je geschaut oder geträumt wurde. Und auch Ljowotschka ist niemals glücklicher gewesen. Bei seiner Arbeit ist er immer am glücklichsten gewesen, wenn er seine großartigen, süßen Träume träumte.

Ich allein konnte Ljowotschkas Handschrift entziffern. Seine unleserlichen Hieroglyphen füllten die Ränder seiner Korrekturfahnen und trieben die Drucker in den Wahnsinn. Eine Korrektur überlagerte die andere. Häufig konnte er selbst nicht entziffern, was er da geschrieben hatte. Aber ich konnte es. Ich las seine Absicht, und die Wörter wurden klar. Nachmittags saßen wir, Lindenblütentee trinkend, stundenlang an einem Torffeuer und besprachen Änderungen. «Natascha würde so etwas niemals zu Prinz Andrej sagen», bemerkte ich dann etwa. Oder: «Pierre ist hier zu einfältig. Er ist nicht so dumm, wie er tut.» Ich ließ es nicht zu, daß er schlecht schrieb. Und ich ließ es auch nicht zu, daß er in seinem Arbeitszimmer döste oder daß er zuviel Zeit auf dem Pferderücken oder auf den Feldern verbrachte. Ljowotschka hatte Wichtigeres zu tun. Ich trieb ihn an seinen Schreibtisch. Ich war wichtig für ihn.

Aber jetzt spiele ich keine Rolle mehr.

Nicht wie in jenen Anfangsjahren, so wie an meinem Namenstag, am 17. September, als ich zweiundzwanzig war, schlank und schön wie eine Narzisse.

Zu jener Zeit hatten wir drei Kinder. Um sie mußte ich mich kümmern sowie um das ganze Gut (Ljowotschka hatte nie viel Sinn für Einzelheiten oder Verwaltungsaufgaben – damals nicht und heute auch nicht) und noch seine Manuskripte abschreiben. Meine Tage waren bis zur Erschöpfung ausgefüllt.

Aber ich beschwerte mich nicht, selbst als er unzählige Stunden in seinem Arbeitszimmer mit diesem albernen Blaustrumpf Marija Iwanowna verplauderte, die sich wie eine Klette an ihn geheftet hatte.

Ich wußte, daß sie sich nicht lange halten würde. Von allen Frauen in seinem Leben habe nur ich mich gehalten. Sie konnten mich nicht kleinkriegen, und das werden sie auch nicht.

Das war im Jahr 1866. Ich weiß das noch, weil es das Jahr war, als unser gesegneter Zar, Alexander, durch die Hand Gottes gerettet wurde. Ein Wunder. Er war gerade auf seinem täglichen Gang durch den Wintergarten gewesen, als ein geistig verwirrter junger Mensch (bedauerlicherweise auch noch aus einer bekannten Familie) mit einer Pistole auf ihn schoß. Die schnelle Hand eines Muschiks, der die Pistole zur Seite schlug, rettete den Zaren.

Am Abend des gleichen Tages gingen Ljowotschka und ich in Moskau ins Theater, wie wir das in jenen Tagen oft zu tun pflegten. Die Vorstellung begann damit, daß alle Zuschauer aufstanden und «Gott bewahre den Zaren!» sangen. Ich habe noch nie so viele Menschen so weinen gesehen! Noch Wochen danach betete ich voll Dankbarkeit in speziellen Messen, die extra in der Nikolaus-Kapelle in der Nähe des Kremls gehalten wurden. Damals brauchten die Russen ihren Zaren. Sie brauchen ihn auch heute noch, obwohl man das niemals annehmen würde, wenn man meinem Mann und seinen Freunden zuhört. Es ist ein Wunder, daß die Polizei sie noch nicht zum Schweigen gebracht hat. Wäre Ljowotschka nicht so mächtig wie der Zar selbst, dann täte sie es vermutlich.

Natürlich will Ljowotschka nichts davon hören. Er verachtet den Zaren – aus Prinzip. Aber in unserer Anfangszeit war auch er ein Monarchist. Glühend verehrte er Alexander, der seinen Cousin, den Generalmajor Fürst Wolknoskij, freigelassen hatte, welcher einer der von Nikolaus I. nach Sibirien geschickten

Dekabristen gewesen war. Wolknoskij's Frau, die Fürstin, hatte ihn ins Exil begleitet und ein kleines Kind zurückgelassen.

An jenem lange vergangenen Namenstag fiel das Spätsommerlicht schräg durch die gelben Birken. Ich verbrachte den Morgen allein, wanderte im Wald von Sasjeka umher, roch die fruchtbare Erde, die späten Blumen. Ein Ahorn war zu meiner Überraschung und meinem Entsetzen bereits rot und leuchtete wie eine Blumenkrone in einem eigenartigen Licht. Ich stand darunter und konnte die Tränen nicht zurückhalten.

Ljowotschka trat hinter einem Baum hervor. In seiner weißen Bluse sah er eher wie ein Muschik als wie ein Adliger aus und blendete mich mit seinem Blick. Diese Intensität! War er mir bis hierher gefolgt?

«Warum diese Tränen, meine kleine Sonja?<sup>2</sup> Was ist los?»

Ich biß mir auf die Lippe. «Nichts», sagte ich.

«Nichts?» sagte er. «Etwas wohl doch.»

«Der Baum hier», sagte ich. «Schau! Die Blätter haben sich bereits verfärbt. Bald wird der ganze Wald kahl sein.»

Ich konnte die Winter in Tula kaum ertragen, weder damals noch jetzt. Es ist unmöglich, der Kälte, dem gräßlichen Wind und dem Schnee zu entkommen. Die Bäume mit ihren schwarzen Ästen lasten auf meinem Gemüt. Ich kann einfach nicht klar denken.

«Du weinst nicht wegen dieses roten Baumes», sagte er. «Du weinst um Sonja.»

Ich protestierte. War es nicht mein Namenstag? War ich nicht die beneidenswerteste Frau in ganz Rußland, weil ich den vielversprechendsten Schriftsteller seiner Generation geheiratet hatte, drei kleine, wunderschöne Kinder mein eigen nannte und ein großes Haus auf dem Land besaß?

Aber er hatte natürlich recht. Ich weinte um Sonja.

An jenem Abend richtete das Hauspersonal ein elegantes frühes Abendessen auf der Terrasse und deckte den Tisch in der

Spätnachmittagssonne. Meine Schwester Tanja hatte eine köstliche Fasanenpastete aus Moskau mitgebracht, die sie auf einer gekühlten Platte aus grünem italienischen Marmor servierte – einem Geschenk von Mama. Es gab Schwarzbrot, frisch aus dem Ofen, riesige nasse Weintrauben in weißen Schalen, Borschtsch und später Ente mit einer Pariser Glasur. Außerdem Lamm und ein Stückchen Gans. Aus einem Korb purzelten süße Kuchen aus Kleie und Honig. Ljowotschka schenkte den Wein ein, viel mehr, als alle hätten trinken sollen!

Eine Reihe junger Offiziere des Tula-Regiments erschien in schmucker Paradeuniform mit silbernen Knöpfen. Damals haßte Ljowotschka das Militär noch nicht. Seine Jahre in der Armee lagen noch nicht so weit zurück und auch seine Erinnerungen an den Kaukasus nicht. Oft erzählte er mir im Bett von Fürst Gortschakow und der Belagerung von Silistra. Diese Nächte und diese Geschichten waren mir kostbar. Und ich vermisse sie, so, wie ich die jungen Offiziere vermisse, die so oft bei uns zu Tisch saßen.

Wir versammelten uns um die lange Tafel mit den steifen Leinentischdecken und dem englischen Porzellan. Das Sonnenlicht brach sich in dem Kristall, daß einem von dem Gefunkel fast die Augen schmerzten. «Heute ist das Fest der Märtyrer», erklärte Ljowotschka den Anwesenden und brachte den Trinkspruch aus. «Auf die *heiligen* Märtyrer», sagte er, sich korrigierend, als ein oder zwei der Offiziere in sich hineinlachten. «Dort ist Wera, deren Name ‚Glaube‘ bedeutet. Und Nadeschda, die ‚Hoffnung‘, und Ljubow, was ‚Barmherzigkeit‘ heißt. Ihre Mutter ist Sofja, ‚Weisheit‘. Auf dich, meine Sofja, Quelle aller Weisheit, Liebe meines Lebens...» Gläser klirrten. Ich senkte den Kopf, fest entschlossen, nicht zu weinen.

Aus dem Garten hörte man die Musiker, wohl verborgen hinter Bäumen und Büschen, mit den fröhlichen Klängen meiner Lieblingsoper *La Muette de Portici*. Ljowotschka eilte an

meine Seite und nahm mich in die Arme zu einer kurzen Zurschaustellung seines starken Gefühls. Als wir uns küßten, konnte ich den Druck der auf uns gerichteten Augen spüren. Aber das machte mir nichts aus. «Nur ein einziger Tanz ... vor dem Essen?» fragte mich Ljowotschka. Ich senkte scheu den Blick, obwohl ich sehr gut tanzen konnte – damals, bevor zu viele feuchte Morgen auf dem Land meine Knie hatten steif werden lassen.

Über seine Schulter hinweg sah ich, daß Marija Iwanowna auf ihren leeren Teller starrte. Dieses Fest, glaube ich, beendete die kurze Phase ihrer Leidenschaft für meinen Mann. Ljowotschka selbst hatte ihr damit eine Lanze in die Brust gestoßen!

Nach dem Abendessen begann der eigentliche Tanz. Nur die betagten Tanten und ihre verhutzelten Freunde weigerten sich, mit uns zusammen über die steinerne Terrasse zu wirbeln, zur Feier der Märtyrer.

Ljowotschka bestand – wie immer – auf der *Kamarinskaja*, einem Tanz mit komplizierten, schnellen Schritten. Ein paar versuchten, ihn auszulassen, aber er wollte davon nichts hören. Ljowotschka war der Zirkusdirektor und trieb uns – besonders die jüngeren Offiziere – zu immer wilderen und exaltierteren Bewegungen an.

Lange bevor die anderen aufbrachen, wurde ich von Ljowotschka ins Schlafzimmer geführt. Unser plötzlicher Aufbruch war beinahe peinlich, aber das machte mir nichts aus. Im Gehen trafen sich meine Blicke mit denen eines jungen Offiziers. Ich wußte, was er dachte, und es ängstigte mich ein wenig.

Bevor ich mich auch nur ausziehen konnte, küßte mich Ljowotschka wie rasend auf Hals und Schultern. Ich legte mich auf das breite Bett und ließ ihn tun, was er tun mußte. Es war nicht unangenehm, nicht so wie später. Bald war seine Hose bis

zu den Knien heruntergelassen. Als sich seine großen, roten Hände unter mein Kleid schoben und sich seine Handflächen auf meine Brustwarzen preßten, schloß ich die Augen. Und ich ließ zu, daß er mich nahm wie immer, nämlich schnell. Ich wünschte, er hätte etwas von diesen Dingen verstanden, aber das konnte ich ihm nicht sagen. Ich ließ ihn einschlafen, halb ausgezogen, sich an meine Schulter schmiegend.

Als es anfang, über dem Wald von Sasjeka zu dämmern, war er fort. Er hatte sich – wie üblich – in sein Arbeitszimmer begeben. Dort fand ich ihn später mit geschürzten Lippen, während die Kerze trotz des Tageslichts noch immer brannte. Sein Federkiel grub tief Buchstaben in die Seiten; seine Augen flakerten voll der wilden Kraft, die ich so liebte. Er bemerkte mich nicht, selbst als ich ihm die Hände auf die Schultern legte und sacht in seinen breiten, weißen Nacken atmete.

## Bulgakow.

«Aber Sex?» fragte Tschertkow und rieb sich die Stirn mit seiner von Hautausschlag entstellten Hand. «Sie sind erst vierundzwanzig.» Er beugte sich über den Schreibtisch. «In diesem Alter fällt Abstinenz nicht leicht.»

Ich nahm das Lächeln zurück, das meine Lippen gegen meinen Willen verzog. Wladimir Grigorjewitsch Tschertkow hat keinen Sinn für Humor. Abgesehen von seiner Rundlichkeit und seiner schlechten Haut ist diese Humorlosigkeit das Auffallendste an ihm.

«Ich weiß, daß Graf Tolstoj Liebesbeziehungen nicht gut heißt.»

«Er verachtet sie», erwiderte Tschertkow. «Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, er macht keinen Gebrauch von seinem Titel. Er hat schon vor Jahren auf ihn verzichtet.»

Tschertkow fiel mir auf die Nerven. Es war mir unangenehm, Tolstojis Titel nicht benutzen zu dürfen. Ich bin gut erzogen worden, und man hat mir beigebracht, mich dem Willen der Mächtigen zu fügen. Es ärgerte mich, daß Tschertkow dachte, ich wüßte nichts von Tolstojis Verzicht auf seinen Titel. Ich weiß praktisch alles über Tolstoj, was man aus seinen Schriften erfahren kann, und darüber hinaus noch vieles andere. Der Name Lew Tolstoj ist von einer dicken Rauchwolke aus Klatsch umgeben, und ich hatte den Rauch bei jeder nur möglichen Gelegenheit eingeatmet.

«Sie müssen ihn Lew Nikolajewitsch nennen, wie wir übrigen auch», setzte Tschertkow hinzu. «Er hört das lieber.»

Tschertkows Echsenhaut hing ihm locker um seinen kahlen, birnenförmigen Schädel. Ich konnte beinahe durch Haut und Knochen hindurch die vorderen Stirnlappen seines Gehirns

sehen. Er sprach förmlich, wobei er mit seinen geschwollenen Fingern auf die nackte Tischplatte klopfte. «Ich nehme an, Sie haben die *Kreutzer-sonate* gelesen?»

Ich nickte, obwohl ich hoffte, wir würden gerade dieses Werk nicht erörtern. Für mich ist die *Kreutzer-sonate* Tolstojs einziger Mißerfolg. Gibt es irgendeine Gemeinsamkeit zwischen Posdnyschów, dem Helden der Erzählung, und Lew Tolstoj? Ich kann das nicht glauben. Es ist die Geschichte eines Mannes, der seine Frau ermordet. Viele Leser – ich selbst gehe nicht so weit – halten sie für ein Traktat gegen die Ehe, eine Ausgeburt des Hasses, ein abscheuliches Buch. Es hat so gar keine Ähnlichkeit mit *Anna Karenina*, wo Tolstoj die Ehe von Kitty und Lewin feiert und sie wie ein Banner in den kalten russischen Himmel hochhält. Aber Posdnyschów!

«Ich will jetzt nicht auf dem Thema Keuschheit herumreiten, aber ich habe letztes Jahr einen Diener besorgt, der sich kurz darauf daranmachte, zwei junge Hausmädchen, die schon seit vielen Jahren bei der Familie Tolstoj beschäftigt waren, zu ruinieren. Das hat Lew Nikolajewitsch schrecklich aufgeregt. Ich möchte nur, daß in dieser Beziehung Klarheit herrscht.»

Ich schüttelte als äußeres Zeichen der Zusicherung den Kopf, aber im Innern war ich entsetzt, daß ich auf die gleiche Stufe wie ein Diener gestellt wurde. Ich glaube, mein Ärger zeigte sich auf meinen Wangen. Ich versuchte, sie mit meinen Händen zu verdecken.

«Es tut mir leid, daß ich ein so delikates Thema zur Sprache bringe», sagte Tschertkow. «Man kann niemals zu genau sein, sage ich immer.»

«Das ist schon in Ordnung», sagte ich. «Ich verstehe.»

Die Aussicht auf eine Anstellung schien dahinzuschwinden, und ich geriet in Panik. Mehr als alles in der Welt wollte ich Tolstojs Privatsekretär werden.

Tschertkow kam um den Schreibtisch herum und stand

neben mir. Er legte mir seine kalte Hand aufs Handgelenk. «Ich habe von Makowizkij und den anderen nur Gutes über Sie gehört. Und ich habe sorgfältig gelesen, was Sie über Lew Nikolajewitsch geschrieben haben. Und er ebenfalls. Es sind die Worte eines ... noch recht jungen Menschen. Aber ganz vernünftig.»

«Tolstoj hat meine Aufsätze gelesen?»

Tschertkow nickte bejahend mit dem Kopf. Ich strahlte. Es schien so, als wollte sich erstaunlicherweise doch noch alles zum Guten wenden.

«Ich will Sie nicht gegen Sofja Andrejewna einnehmen, aber es wäre unklug von mir, die Unstimmigkeiten zwischen ihr und Lew Nikolajewitsch unerwähnt zu lassen», fuhr Tschertkow fort. «Es ist eine unglückselige Verbindung – für ihn.» Er begann, an seinem seidigen schwarzen Bart zu ziehen, bis er unter seinem Kinn spitz zulief. Der Bart ließ ihn wie einen Tataren aussehen. «Ehrlich gesagt», fuhr er fort, «sie ist keine von uns. Ich würde sogar sagen, daß sie uns verachtet und alles in ihrer Macht Stehende tun würde, um dafür zu sorgen, daß die Arbeit ihres Mannes nicht vorangeht.»

«Aber sie sind seit fast fünfzig Jahren verheiratet! Das muß doch ...» Ich war mir nicht sicher, was ich meinte.

Tschertkow lehnte sich zurück gegen den Schreibtisch und lächelte. «Sie sind ein ehrlicher Kerl, Walentin Fjodorowitsch. Ich sehe, warum man Sie so sehr empfohlen hat. Duschan Makowizkij ist nicht übermäßig intelligent, aber er ist ein guter Menschenkenner.»

«Ich habe gehört, daß es Probleme zwischen ...»

«Machen Sie sich über all das keine Gedanken», sagte Tschertkow. «Aber denken Sie daran, daß sie fürchterliche Dinge über mich sagen wird.» Er schien sich bei diesen Worten nicht wohl zu fühlen und veränderte seine Haltung. «Sofja Andrejewna und ich haben nicht immer schlecht miteinander gestanden.

Als ich zum ersten Mal verbannt wurde, protestierte sie beim Zaren. Und sie schrieb mir oft nach England und ließ mich wissen, was es Neues von Lew Nikolajewitsch gab. Jetzt will sie mich nicht in seiner Nähe haben. Es hat sie wütend gemacht, daß ich das Haus in Teljatinki gekauft habe, obwohl ich dort gar nicht wohnen darf.»

«Schändlich!» sagte ich, von meiner eigenen Heftigkeit überrascht.

«Ich bin, was man eine lebende Schmutzware nennen könnte», sagte er lächelnd. Es war sein erstes Lächeln seit Beginn meines Besuches. Er ergriff erneut meine Hände.

«Mein lieber Walentin Fjodorowitsch, Ihnen ist ein großes Geschenk angeboten worden. Sie werden Lew Nikolajewitsch jeden Tag sehen. Sie werden mit ihm zusammen Mahlzeiten einnehmen. Sie werden an seiner Seite im Wald spazieren gehen. Und Sie werden spüren, wie sein Feuer täglich Ihre Seele wärmt. Ich hoffe, Sie werden ihn so lieben wie ich. Und von ihm lernen.» Er ließ meine Hände los, ging zum Fenster und schob die Gardine zur Seite, um in den fallenden Schnee hinauszusehen. «Was er sagt, wird auf immer in Ihrem Kopf weiterklingen.»

Ich weiß nicht, warum, aber während er sprach, dachte ich auf einmal an meinen Vater. Er war seit einem Jahr tot. Er hatte oft mit seiner weichen, kehligen Stimme zu mir gesprochen und väterliche Ratschläge erteilt. Ich hatte nichts von alledem ernstgenommen, aber seine Mühe zu schätzen gewußt. Ihm war klar gewesen, daß ich mich seit meiner Bekehrung zum Tolstojismus nach Gott sehnte, begierig war zu lernen, zu diskutieren und meine Seele zu vervollkommen. Mein Vater hatte das alles bewundert, aber gesagt, ich müsse vorsichtig sein. Nach dreißig Jahren als Staatsbeamter war es ihm gelungen, jede Art von Nachdenken zu vermeiden. Aber ich weigere mich, seinen intellektuellen Bankrott als mein

Erbe anzunehmen. Ich möchte, wie Tschertkow, ein Jünger werden.

Ein Diener in einer groben Wolljacke trat ein. Diese Art unangemessener Kleidung ist Tschertkows Kompromiß mit tolstojischen Werten. Zwar gehört er der Klasse, in die er hineingebohren wurde, nicht gern an, aber das ganze Drum und Dran hat er bei weitem noch nicht aufgegeben. Krekschino ist ein prächtiges Haus mit ausgedehnten Anlagen und mehreren Nebengebäuden für Pferde. Ich hatte vielleicht ein halbes Dutzend Dienstboten gesehen – und nahm an, daß sich ein weiteres Dutzend im Innern der Küche oder sonstwo auf dem Gelände verbarg. Die Möbel im Haus sind schlicht, aber solide – die meisten englisch und französisch. Was mir nicht gefiel, waren die schweren Samtvorhänge, die die Räume verdunkelten.

«Tee, mein Herr?» fragte der junge Mann.

Ich nahm ein Glas dampfenden chinesischen Tee und nickte dankend.

«Kommen Sie her», sagte Tschertkow und deutete auf die ausladenden Ledersessel am Kaminfeuer. Ich sah zu, wie er sich auf die Knie niederließ und mit einem großen altmodischen Blasebalg die glühenden Scheite auf dem Eisenrost zum Auflodern brachte. Der Schornstein schien zu tosen und die Funken einzuatmen. «Wir müssen Freunde werden», sagte er. «Wir müssen so viel erreichen, und wir haben viele Feinde.»

Seine Wangenknochen färbten sich leuchtend rot, wenn er sprach, und er schien ständig einen Rülpsen zu unterdrücken. In seiner frischen Musselinbluse mit dem glänzenden Ledergürtel sah er wie die anderen Tolstojaner aus, die ich kennengelernt habe. Seine Stiefel waren nicht sehr modisch, aber gut gearbeitet – ein Geschenk von Lew Nikolajewitsch, wie er mir erzählte. «Mit seinen eigenen Händen hat er sie gemacht – ein Handwerk, das er in den letzten Jahren erlernt hat. Er macht für jedermann die Stiefel.»

Tschertkow nippte in nahezu altjüngferlicher Weise an seinem Tee. Ich bewunderte ihn zwar sehr, aber ihn zu mögen hätte eines Willensaktes bedurft.

«Hier ist ein Brief von Lew Nikolajewitsch», sagte er und reichte mir einen mit Tolstojs Gekrakel bedeckten Bogen Papier. «Es ist ihm gesundheitlich nicht gutgegangen. Man sieht es an seiner ungleichmäßigen Handschrift. Ich muß Ihnen sagen, daß dies teilweise Sofja Andrejewnas Schuld ist. Wegen ihrer ewigen Nörgelei kann er nicht mehr schlafen.» Er wurde zornig. «Sie ist eine schreckliche Frau. Nicht auszudenken, was er hätte vollbringen können, wenn er mit einer passenderen Frau verheiratet wäre, mit einer, die seinen Idealismus und seine Überzeugungen teilt.»

«Ich habe schon gehört, daß sie furchtbar ist.»

Er nickte ernst, saugte meine Worte ein. «Sie werden viele Mahlzeiten in Jasnaja Poljana einnehmen, aber Sofja Andrejewna macht ihrem Mann und seinen Freunden selten Zugeständnisse.»

«Sie ist keine Vegetarierin?»

Er schüttelte voller Ekel den Kopf. «Und ihre Söhne auch nicht. Nur Sascha ist zu trauen – das heißt, was die Kinder betrifft. Vertrauen Sie sich nur ihr an oder Duschan Makowizkij, dem Freund Ihrer Mutter. Er ist ein guter Mann.»

«Dr. Makowizkij sagt, daß Sascha viel Sekretariatsarbeit für ihren Vater erledigt.»

«Sie tippt alles für ihn. Es gibt da einen kleinen Raum die Eingangshalle hinunter, von seinem Arbeitszimmer aus gesehen, der das ›Remingtonzimmer‹ genannt wird. Sie werden zweifellos ziemlich viel Zeit dort verbringen. Sascha braucht Hilfe. Mit jedem Monat scheinen die Berge von Briefen größer zu werden, von all den Menschen, die verzweifelt einen Ratsschlag von Lew Nikolajewitsch erbitten. Den meisten antwortet er persönlich.» Tschertkow lächelte wieder und zeigte dabei

klarumrissene Zähne mit dunklen Zwischenräumen. «Lew Nikolajewitsch liebt übrigens seine Tochter heiß und innig. Das macht Sofja Andrejewna wahnsinnig.»

«Schreibt die Gräfin Schreibmaschine?»

«Nein, aber früher hat sie alle seine Arbeiten mit der Hand abgeschrieben. Sie ließ da niemanden sonst ran – und mischte sich dauernd ein.»

Jetzt fühlte ich mich unbehaglich. Man möchte bei Eheleuten nicht zwischen die Fronten geraten, egal, wie die Umstände sind.

«Sie werden natürlich bei der Sekretariatsarbeit helfen – hauptsächlich abheften und Briefe beantworten. Der springende Punkt ist, daß Lew Nikolajewitsch einen Mann mit Ihren intellektuellen Fähigkeiten in seiner Nähe braucht. Jemanden wie Sie, der sein Werk gelesen und verstanden hat. Gusew war in dieser Hinsicht unschätzbar.»

Ich hatte eine ganze Menge von Nikolaj Gusew gehört, der einige Jahre lang Tolstojs Sekretär gewesen war. Die Regierung von Tula hatte ihn wegen «subversiver Tätigkeit» aus der Provinz verbannt, genauso wie Tschertkow, ein Urteil, das eines Tages durchaus auch mich treffen könnte. Das war mir egal. Das Exil ist eine große russische Institution. Die russische Seele ist in Sibirien gehärtet worden wie blauer Stahl.

«Nehmen Sie diese Briefe zu Lew Nikolajewitsch mit, seien Sie so gut», sagte Tschertkow und überreichte mir ein kleines, sorgfältig versiegeltes Päckchen. «Man kann nicht sicher sein, was zu ihm durchkommt, fürchte ich.» Er biß sich auf die Lippe. «Sofja Andrejewna respektiert seine Privatsphäre nicht.»

«Sie würde tatsächlich seine Briefe abfangen?»

Er nickte, ein Lächeln unterdrückend. «Ich habe noch eine kleine Aufgabe für Sie. Eine geheime Aufgabe, sollte ich sagen.» Er beugte sich in seinem Sessel vor. «Ich habe Sergejenko, meinen Sekretär in Teljatinki, beauftragt, Ihnen mehrere eng-

lische Notizbücher zu übergeben, die für einen ganz bestimmten Zweck entworfen worden sind.»

Ich hätte gern zur Seite geschaut, wagte es aber nicht.

«Sergejenko wird Ihnen zeigen, wie man sie benutzt. Kurz gesagt, Sie werden für mich ein privates Tagebuch führen. Schreiben Sie mit Tintenstift, und benutzen Sie Umdruckpapier. Die Zwischenblätter können ganz leicht aus den Notizbüchern herausgerissen werden. Bringen Sie diese wöchentlich zu Sergejenko, der sie mir dann schicken wird. Ich will ganz genau wissen, was in Jasnaja Poljana geschieht.» Ein seltsames gelbes Licht leuchtete aus seinen Augen. «Lassen Sie mich wissen, wer Lew Nikolajewitsch besucht. Teilen Sie mir mit, was er liest, und notieren Sie, was für Briefe hinausgehen oder eintreffen. Und lassen Sie mich auch wissen, was Sofja Andrejewna gesagt hat.»

Es folgte eine lange Pause, in der ich mich jeden Kommentars enthielt. «Natürlich», fuhr er fort, «möchte ich gern wissen, woran Lew Nikolajewitsch schreibt. Zuviel von seiner Zeit ist für seine Anthologie verschwendet worden, fürchte ich. Sie könnten ihm helfen, indem Sie einige dieser redaktionellen Aufgaben übernehmen. Tun Sie mehr, als er von Ihnen verlangt. Drängen Sie ihn, sich wieder seiner philosophischen Arbeit zu widmen.»

«Schreibt er an einem neuen Roman?»

Tschertkow rülpste in ein seidenes Taschentuch. «Romane sind für Frauen, für verwöhnte, bourgeoise Frauen, die nichts Besseres mit ihrer Zeit anzufangen wissen.»

«Aber *Anna Karenina* ...»

«Ist ein passables Buch, aber trotzdem ziemlich töricht.»

«Wladimir Grigorjewitsch, ich ...»

Er starrte mich aus winzigen Augen an, die nichts Menschliches zu haben schienen. Es waren die Augen eines Fuchses.

«Mir hat *Anna Karenina* gefallen.»

«Sie sind ein junger Mann, Walentin Fjodorowitsch! Junge Männer mögen Romane. Das tat ich auch, vor vielen Jahren. Meine Mutter schätzte übrigens Turgenjew. Romanliteratur ist etwas für Leute, die noch nicht richtig mit der Suche nach Gott begonnen haben. Welche Themen interessieren denn diese Romanautoren? Ich werde es Ihnen sagen. Wollust und Ehebruch.» Seine Oberlippe kräuselte sich und gab seine Zähne frei, die wie Erlenwurzeln in einem Sumpf aussahen.

Ich senkte den Kopf und murmelte etwas.

Tschertkow verzog seine Lippen zu einem schiefen Hai-fischlächeln. «Ich kann Sie sehr gut leiden, mein lieber Junge. Ich bin sicher, daß Lew Nikolajewitsch für Ihre Hilfe dankbar sein wird.» Während er das sagte, zog er sich dicke schwarze Lederhandschuhe an, um einen besonders wunden Hautauschlag zu verstecken. Endlich war ich mir sicher, daß ich die Anstellung bekommen hatte.

«Ich hoffe, daß ich ihm eine Hilfe sein kann», sagte ich.

«Das werden Sie. Davon bin ich überzeugt.»

Ich lächelte dümmlich, und Tschertkow stand auf – so als ärgere er sich über mich. «Also, auf Wiedersehen», sagte er. «Ich freue mich auf Ihre Tagebücher. Und denken Sie daran, niemand darf etwas von ihnen erfahren. Selbst Lew Nikolajewitsch nicht. Es würde ihn beunruhigen.»

Wir gaben uns die Hand und wechselten noch ein paar Worte über meine Vorbereitungen für die Eisenbahnfahrt nach Tula in der folgenden Woche. Er begleitete mich in die dunkle Eingangshalle. Der Klang unserer Schritte hallte von der hohen Decke und dem Schieferboden. Ein Diener hielt mir Mantel und Hut hin.

«Ich würde Sie nicht mit dieser Stellung betrauen, wenn ich nicht glaubte, daß Sie einer von uns sind», sagte Tschertkow, indem er mir seine schwarzbehandschuhten Hände auf die Schultern legte. «Ich mache mir schreckliche Sorgen, wissen Sie.

Lew Nikolajewitsch ist schwach und nervös, auch wenn Sie nie ein Wort der Klage von ihm hören werden. Es ist schmerzlich für mich, daß ich während seiner letzten Tage von ihm getrennt leben muß.»

Ich nickte, aber seine Bemerkung schien keiner Bekräftigung zu bedürfen.

«Ich bin Ihnen dankbar, Wladimir Grigorjewitsch», sagte ich.

Mit einer Handbewegung schob er meine Worte beiseite.

«Glückliche Reise», sagte er und stieß die Tür gegen den wirbelnden Schnee auf. «Und denken Sie daran, was ich gesagt habe: Schreiben Sie alles auf!» Er küßte mich auf beide Wangen und entließ mich in den grimmigen Januarwind. In der Auffahrt wartete auf mich ein schwarzer Schlitten, dessen Kutscher in so viel Pelz eingewickelt war, daß er nichts Menschliches mehr hatte.

Wir fuhren im Trab eine sich schlängelnde Straße entlang, zwischen kahlen Ulmen hindurch. Zusammengekauert saß ich in meinem Kaftan da, und der Schnee prickelte auf meiner Stirn. Ich fühlte mich erhaben und hatte gleichzeitig schreckliche Angst – wie Elias, als er in einem Feuerwirbel in den Himmel entrückt wurde.